



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Goethe, Kant und Chamberlain. 2.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

scheinen, werden die Versuche, die Schriftsprache der galizischen Ruthenen auch auf russischem Boden einzubürgern oder der kleinrussischen Poesie den alten Glanz und den verlorenen Einfluß auf die Gemüter zurückzugeben, über die rein ideale Bedeutung der deutschen Dialektliteratur und der provenzalischen Félibres schwerlich hinausgelangen. Eine kleinrussische Frage würde erst entstehen, sobald die Zerbröcklung in nationale Interessenzonen in Rußland einmal ähnliche Dimensionen annehmen sollte wie heute im westleithanischen Österreich. Dann würden die Kleinrussen sofort in einen Zweifrontenkampf gegen das Großrussentum im Nordosten und das Polentum im Nordwesten eintreten. Es ist gut, daß hinter unsern östlichen Nachbarn auch Leute wohnen und nicht völkerverbindende Wogen rollen wie hinter den Franzosen und den Engländern. Verfallen die Russen wieder einmal in ihre alten Tücken und Ränke, dann genügt es wohl, ihnen ihre Erfahrungen mit den „Gelben“ Ostasiens ins Gedächtnis zurückzurufen, und erlangen die Polen Rußlands einmal Autonomie und volle Freiheit zu großpolnischen Agitationen, so werden sie sich zwischen Deutschen und Kleinrussen doch keineswegs in beneidenswerter Lage befinden. Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen!

In den Gouvernements Bessarabien, Podolien, Chersson und Zekaterinoslaw leben auch Rumänen in der Stärke von etwa einer Million, die aber wohl zu wenig zahlreich und zu stark mit Kleinrussen, Juden usw. durchsetzt sind, als daß sie in diesen Gebieten jemals ein ähnliches politisches Gewicht erlangen könnten wie ihre Stammesgenossen im östlichen Ungarn. Wie bunt zusammengewürfelt übrigens die Bevölkerung des südlichen Rußlands ist, und wie wenig anziehende und anschmelzende Kraft die russische Nation dort entwickelt hat, wird grell durch die merkwürdige Tatsache illustriert, daß es im Gouvernement Cherson mehrere hundert Schweden gibt, Nachkommen der bei Poltawa gefangenen Krieger Karls des Zwölften, die, obwohl sie sich mit russischen Frauen vermählten und mit ihren Nachbarn Russisch sprachen, doch ihre häusliche Sprache auf eine ganze Reihe späterer Geschlechter zu vererben wußten.

(Schluß folgt)



## Goethe, Kant und Chamberlain

2



o weit und tief die Kluft zwischen Goethe und Kant sein mochte, Goethe fand doch eine Brücke zu Kant hinüber. Wir lassen ihn selbst erzählen.

Kants Kritik der reinen Vernunft war schon längst erschienen, sie lag aber völlig außerhalb meines Kreises. Ich wohnte jedoch manchem Gespräch darüber bei, und mit einiger Aufmerksamkeit konnte ich bemerken, daß die alte Hauptfrage sich erneuere, wieviel unser Selbst und wieviel die Außenwelt zu unserm geistigen Dasein beitrage. Ich hatte beide niemals gefondert, und wenn ich nach meiner Weise über Gegenstände philosophierte, so tat ich es mit un-

bewußter Naivität und glaubte wirklich, ich sähe meine Meinungen vor Augen. Sobald aber jener Streit zur Sprache kam, mochte ich mich gern auf diejenige Seite stellen, welche dem Menschen am meisten Ehre macht, und gab allen Freunden vollkommen Beifall, die mit Kant behaupteten, wenngleich alle unsre Erkenntnis mit der Erfahrung angehe, so entspringe sie doch nicht eben alle aus der Erfahrung. Die Erkenntnisse a priori ließ ich mir auch gefallen, sowie die synthetischen Urtheile a priori; denn hatte ich doch in meinem ganzen Leben, dachtend und beobachtend, synthetisch, und dann wieder analytisch verfahren; die Systole und Diastole des menschlichen Geistes war mir, wie ein zweites Athemholen, niemals getrennt, immer pulsierend. Für alles dieses jedoch hatte ich keine Worte, noch weniger Phrasen; nun aber schien zum erstenmal eine Theorie mich anzulächeln. Der Eingang war es, der mir gefiel; ins Labyrinth selbst konnt ich mich nicht wagen: bald hinderte mich die Dichtungsgabe, bald der Menschenverstand, und ich fühlte mich nirgend gebessert. . . . Nun aber kam die Kritik der Urtheilskraft mir zu Händen, und dieser bin ich eine höchst frohe Lebensperiode schuldig. Hier sah ich meine disparatesten Beschäftigungen nebeneinandergestellt, Kunst und Naturerzeugnisse, eins behandelt wie das andre, ästhetische und teleologische Urtheilskraft erleuchteten sich wechselseitig. Wenn auch meiner Vorstellungsart nicht eben immer dem Verfasser sich zu fügen möglich werden konnte, so waren doch die großen Hauptgedanken des Werks meinem bisherigen Schaffen, Tun und Denken ganz analog; das innere Leben der Kunst sowie der Natur, ihr beiderseitiges Wirken von innen heraus war im Buche deutlich ausgesprochen. Die Erzeugnisse dieser zwei unendlichen Welten sollten um ihrer selbst willen da sein, und was neben einander stand, wohl für einander, aber nicht absichtlich wegen einander. Meine Abneigung gegen die Endursachen war nun geregelt und gerechtfertigt; ich konnte deutlich Zweck und Wirkung unterscheiden, ich begriff auch, warum der Menschenverstand beides oft verwechselt. Mich freute, daß Dichtkunst und Naturkunde so nahe miteinander verwandt seien, indem beide sich derselben Urtheilskraft unterwerfen.

Also die Abneigung gegen Zwecke und die Anerkennung einer innern Notwendigkeit, die dem Kunstwerk wie dem Tiere seine Gestalt gebe, das war es, was ihn mit Kant verband. In Beziehung auf das Kunstwerk hat ohne Zweifel die allerpersönlichste Erfahrung sein Urtheil bestimmt. Ist es doch bekannt, daß er sich manchmal des Nachts gedrängt fühlte, aufzustehn, um ein plötzlich in seiner Seele fertig gewordenes Gedicht auf das immer bereitliegende Blatt hinzuwerfen, das er sich nicht einmal gerade zu rücken die Zeit nehmen durfte, sodaß die Zeilen diagonal zu stehn kamen. In Tieren und Pflanzen aber liebte er die Schönheit und den wunderbaren Bau viel zu sehr, als daß es ihm nicht widerstrebt hätte, ein solches Geschöpf und seine Einrichtung und seine Eigenschaften nur als einen Gebrauchs- oder Genußgegenstand für Menschen zu betrachten, zumal da ja, wie auch Nagel einmal hervorgehoben hat, in Urwäldern und Meerestiefen unzählige herrliche Geschöpfe leben und vergehn, die nie ein Mensch zu sehen, geschweige denn zu nutzen bekommt. Goethe schreibt über die teleologische Auffassung unter anderm:

Der Mensch ist gewohnt, die Dinge nur in dem Maße zu schätzen, als sie ihm nützlich sind, und da er seiner Natur und Lage nach sich für das Letzte der Schöpfung halten muß: warum sollte er auch nicht denken, daß er ihr letzter Endzweck sei? Warum sollte sich seine Eitelkeit nicht den kleinen Trugschluß erlauben? Weil er die Sachen braucht und brauchen kann, so folgert er daraus: sie seien hervorgebracht, daß er sie brauche. Warum soll er nicht die Widersprüche, die er findet, lieber auf eine abenteuerliche Weise heben, als von den Forderungen, in denen er sich einmal

befindet, nachlassen? Warum sollte er ein Kraut, das er nicht nutzen kann, nicht Unkraut nennen, da es wirklich nicht an dieser Stelle für ihn existieren sollte? Eher wird er die Entstehung der Distel, die ihm die Arbeit auf seinem Acker sauer macht, dem Fluch eines erzürnten guten Wesens, der Tücke eines schadenfrohen bösen Wesens zuschreiben, als eben diese Distel für ein Kind der großen allgemeinen Natur zu halten, das ihr ebenso nahe am Herzen liegt als der sorgfältig gebaute und so sehr geschätzte Weizen. . . . Wie sehr ein Naturforscher Ursache habe, sich von dieser Vorstellungsart zu entfernen, können wir an dem bloßen Beispiel der Botanik sehen. Der Botanik als Wissenschaft sind die buntesten und gefülltesten Blumen, die eßbarsten und schönsten Früchte nicht mehr, ja in gewissem Sinne nicht einmal so viel wert als ein verachtetes Unkraut im natürlichen Zustande, als eine trockne, unbrauchbare Samenkapsel. Ein Naturforscher also wird sich nun einmal schon über diesen trivialen Begriff erheben müssen, ja wenn er auch als Mensch jene Vorstellung nicht loswerden könnte, wenigstens insofern er ein Naturforscher ist, sie so viel als möglich von sich entfernen.

Nun, wenn die „Unkräuter“ den Forschungstrieb des Forschers befriedigen, so sind doch auch sie eines Menschen, also des Menschen wegen da. Zu denken, daß die Distel ihrer selbst wegen da sei, hat deswegen keinen Sinn, weil sie kein Bewußtsein hat. Nur bei bewußten Wesen, also allerdings auch bei den Tieren, hat es einen Sinn zu sagen: dieses Wesen ist um seiner selbst willen da, womit wir meinen: um sich seines Daseins zu freuen, um sein Dasein zu genießen. Für ein unbewußtes Wesen, wie die Distel ist, existiert weder ihre Schönheit noch ihr kunstvoller Bau. Und die Natur, der die Distel am Herzen liegt, ist entweder eine poetische Personifikation, die mit Wissenschaft nicht das mindeste zu tun hat, oder sie ist der als Weltseele gedachte bewußte, also persönliche Gott — dem kann etwas am Herzen liegen —, oder sie ist eine leere Redensart. Daß der Naturforscher, der entweder die Gattungsmerkmale einer Pflanze oder ihren innern Bau untersucht oder ihre Lebensvorgänge beobachtet, dabei von ihrer Brauchbarkeit absehen muß, versteht sich ganz von selbst. Man kann jeden Naturgegenstand als Forscher, als Künstler oder als Techniker behandeln, und solange man ihn von dem einen Standpunkt aus betrachtet, darf und kann man nicht zugleich auf dem andern stehen. Aber aus der Berechtigung des einen dieser drei Standpunkte folgt nicht, daß die andern beiden unberechtigt seien. Doch wir wollen Goethes Auffassung nicht ausführlich kritisieren, sondern bemerken nur noch, daß er sich nicht bloß gegen die Teleologie in ihrer rohesten Form wendet, wonach zum Beispiel die Korkeiche ihre Rinde bloß zu dem Zwecke bekommen hätte, den Weintrinkern das Material zu Stöpseln zu liefern, sondern daß er auch nicht glaubt, dem Ochsen seien seine Hörner zum Stoßen gegeben; man dürfe nicht sagen: Der Ochse hat Hörner, damit er stoßen könne, sondern: weil er Hörner hat, gebraucht er sie, sich damit zu wehren. Die Biologen haben also Recht, Goethe für sich in Anspruch zu nehmen, und viel weniger Ursache, mit ihm unzufrieden zu sein als die Physiker; alles Lebendige lag ihm eben näher als das Tote. Und gerade auch den Biologen Darwinscher Richtung scheint er auf den ersten Blick sehr weit entgegenzukommen oder vorangegangen zu sein. Man vernehme!

Bei der Ähnlichkeit des Affen und Menschen, bei dem Gebrauch, den einige geschickte Tiere von ihren Gliedern machen, konnte man auf die Ähnlichkeit des

vollkommenen Geschöpfes mit unvollkommeneren Brüdern gar leicht geführt werden, und es fanden von jeher bei Naturforschern und Zergliederern solche Vergleichen statt. Die Möglichkeit der Verwandlung des Menschen in Vögel und Gewiß, welche sich der dichterischen Einbildungskraft gezeigt hatte, wurde durch geistreiche Naturforscher [in entgegengesetzter Richtung] auch dem Verstande dargestellt. . . . Fragt man aber nach den Anlässen, wodurch eine so mannigfaltige Bestimmbarkeit zum Vorschein komme, so antworten wir vorerst: Das Tier wird durch Umstände zu Umständen gebildet; daher seine innere Vollkommenheit und seine Zweckmäßigkeit nach außen. . . . Das Wasser schwellt die Körper, die es umgibt, berührt, in die es mehr oder weniger hineindringt, entschieden auf. So wird der Rumpf des Fisches, besonders das Fleisch desselben, aufgeschwollen nach den Gesetzen des Elements. Nun muß nach den Gesetzen des organischen Typus auf diese Aufschwellung des Rumpfes das Zusammenziehen der Extremitäten oder Hilfsorgane folgen. Die Luft, indem sie das Wasser in sich aufnimmt, trocknet aus. Der Typus also, der sich in der Luft entwickelt, wird, je reiner, je weniger feucht sie ist, desto trockner inwendig werden; und es wird ein mehr oder weniger magerer Vogel entstehen. . . . So wird man die Wirkung des Klimas, der Berghöhe, der Wärme und Kälte nebst den Wirkungen des Wassers und der gemeinen Luft auch zur Bildung der Säugetiere sehr mächtig finden. . . . Man erlaube uns einigen poetischen Ausdruck, da Prosa wohl nicht hinreichen möchte. Ein ungeheurer Geist, wie er im Ozean sich wohl als Walfisch dartin konnte, stürzt sich in ein sumpfig-klebriges Ufer einer heißen Zone; er verliert die Vorteile des Fisches, ihm fehlt ein tragendes Element, das dem schwersten Körper leichte Beweglichkeit durch die mindesten Organe verleiht. Ungeheure Hilfsglieder bilden sich heran, einen ungeheuern Körper zu tragen. Das seltsame Wesen fühlt sich halb der Erde, halb dem Wasser angehörig und vermißt alle Bequemlichkeit, die beide ihren entschiednen Bewohnern zugestehn. Und es ist sonderbar genug, daß diese Sklaverei, „dieses innere Unvermögen, sich den äußern Verhältnissen gleichzustellen“ [wie d'Alton in einer Beschreibung der Faultiere gesagt hatte], auch auf seine Abkömmlinge übergeht, die ihre Herkunft nicht verleugnen.

Er versucht nun im einzelnen nachzuweisen, wie sich durch allmähliche Umbildung aus dem Walfisch das Riesenfaultier entwickelt haben möge. Trotz diesen äußerlichen Ähnlichkeiten ist aber Goethes Auffassung von der Darwinschen grundverschieden. Diese kennt kein „von innen“ und mutet uns zu, für möglich zu halten, daß alle organischen Wesen mit ihrem wunderbaren Bau und ihren schönen Gestalten bloß durch mechanische Einwirkungen von außen und durch mechanische Anpassung der zu einem Organismus vereinigten Atomgruppen an die Umgebung entstanden seien. Goethe dagegen erkennt, wie schon aus einem der angeführten Sätze hervorgeht, in der Umbildung das Ergebnis einer Wechselwirkung zwischen der Umwelt und der jedem organischen Typus eignen Bildungskraft. Man muß ihn also nach den heutigen Schulbezeichnungen zu den Vitalisten zählen und wird ihn neben Reiske stellen dürfen. Einige weitere Anführungen werden das über jeden Zweifel erheben.

Dies also hätten wir gewonnen, ungeschweht behaupten zu dürfen, daß alle vollkommeneren organischen Naturen, worunter wir Fische, Amphibien, Vögel, Säugetiere und an der Spitze der letzten den Menschen sehen, alle nach einem Vorbilde geformt seien, das nur in seinen sehr beständigen Teilen mehr oder weniger hin und her weicht und sich noch täglich durch Fortpflanzungen aus- und umbildet. Sollte es denn aber unmöglich sein, da wir einmal anerkennen, daß die schaffende Gewalt nach einem allgemeinen Schema die vollkommeneren organischen Naturen erzeugt und entwickelt, dieses Urbild, wo nicht den Sinnen, doch dem Geiste darzustellen? . . . Wird uns nicht schon die Urkraft der Natur, die Weisheit eines denkenden Wesens,

welches wir derselben unterzulegen pflegen, respektabler, wenn wir selbst ihre Kraft bedingt annehmen und einsehen lernen, daß sie ebensogut von außen als nach außen, von innen als nach innen bildet? Der Fisch ist für das Wasser da, scheint mir viel weniger zu sagen, als: der Fisch ist in dem Wasser und durch das Wasser da; denn dieses letzte drückt viel deutlicher aus, was in dem erstern nur dunkel verborgen liegt, nämlich die Existenz eines Geschöpfes, welches wir Fisch nennen, sei nur unter der Bedingung eines Elements, das wir Wasser nennen, möglich, nicht allein, um darin zu sein, sondern auch, um darin zu werden. [An einer andern Stelle schreibt er: „Hier wird nicht nach Ursachen gefragt, sondern nach Bedingungen, unter welchen die Phänomene erscheinen.“] Eben dieses gilt von allen übrigen Geschöpfen. Dieses wäre also die erste und allgemeinste Betrachtung von innen nach außen und von außen nach innen. Die entschiedne Gestalt ist gleichsam der innere Kern, welcher durch die Determination des äußern Elements sich verschieden bildet. [Also der Typus, die Gestalt ist gegeben, wird durch den Mechanismus der Umgebung nicht gebildet, sondern nur umgebildet.] Eben dadurch erhält ein Tier seine Zweckmäßigkeit nach außen, weil es von außen so gut als von innen gebildet worden; und was noch mehr, aber natürlich ist, weil das äußere Element die äußere Gestalt eher nach sich als die innere umbilden kann. Wir können dieses am besten bei den Robbenarten sehen, deren Äußeres soviel von der Fischgestalt annimmt, wenn ihr Skelett uns noch das vollkommne vierfüßige Tier darstellt. Wir treten also weder der Urkraft der Natur noch der Weisheit und der Macht eines Schöpfers zu nahe, wenn wir annehmen, daß jene mittelbar zu Werke gehe, diese mittelbar im Anfange der Dinge zu Werke gegangen sei. Ist es nicht dieser großen Kraft anständig, daß sie das Einfache einfach, das Zusammengesetzte zusammengesetzt hervorbringe? Treten wir ihrer Macht zu nahe, wenn wir behaupten: sie habe ohne Wasser keine Fische, ohne Luft keine Vögel, ohne Erde keine übrigen Tiere hervorbringen können, so wenig als sich die Geschöpfe ohne die Bedingung dieser Elemente existierend denken lassen? Gibt es nicht einen schönern Blick in den geheimnisreichen Bau der Bildung, welche, wie nun immer mehr allgemein anerkannt wird, nach einem einzigen Muster gebaut ist, wenn wir, nachdem wir das einzige Muster immer genauer erforscht und erkannt haben, nunmehr fragen und untersuchen: Was wirkt ein allgemeines Element auf eben diese allgemeine Gestalt? Was wirkt die determinierte und determinierende Gestalt diesen Elementen entgegen? Was entsteht durch diese Wirkung für eine Gestalt der festen, der weichern, der innersten und der äußersten Teile? . . . Die Teile des Tieres, ihre Gestalt untereinander, ihr Verhältnis, ihre besondern Eigenschaften bestimmen die Lebensbedürfnisse des Geschöpfes. . . . Wir denken uns also das abgeschlossene Tier als eine kleine Welt, die um ihrer selbst willen und durch sich selbst da ist. So ist auch jedes Geschöpf Zweck seiner selbst, und weil alle seine Teile in der unmittelbarsten Wechselwirkung stehn, ein Verhältnis gegeneinander haben und dadurch den Kreis des Lebens immer erneuern, so ist auch jedes Tier als physiologisch vollkommen anzusehen. Kein Teil desselben ist, von innen betrachtet, unnütz, oder wie man sich manchmal vorstellt, durch den Bildungstrieb gleichsam willkürlich hervorgebracht, obgleich Teile nach außen zu unnütz erscheinen können, weil der innere Zusammenhang der tierischen Natur sie so gestaltete, ohne sich um die äußern Verhältnisse zu kümmern. Man wird also künftig von solchen Gliedern wie zum Beispiel von den Eckzähnen des *Sus Babirussa* [Hirschebers] nicht fragen, wozu dienen sie? sondern woher entspringen sie? Man wird nicht behaupten, einem Stier seien die Hörner gegeben, daß er stoße, sondern man wird untersuchen, wie er Hörner haben könne, um zu stoßen.

Zur Bezeichnung des geheimnisvollen Etwas, das in den Organismen gestaltend wirkt, schreibt Goethe in einer seiner Kantstudien, habe man es mit allerlei Ausdrücken versucht. „Nun gewann Blumenbach das Höchste und

Letzte des Ausdrucks, er anthropomorphisierte das Wort des Rätsels und nannte das, wovon die Rede war, einen *nisus formativus*, einen Trieb, eine heftige Tätigkeit, wodurch die Bildung bewirkt werden sollte. Betrachten wir das alles genauer, so hätten wir es kürzer, bequemer und vielleicht gründlicher, wenn wir eingestünden, daß wir, um das Vorhandne zu betrachten, eine vorhergegangne Tätigkeit zugeben müssen, und daß, wenn wir uns eine Tätigkeit denken wollen, wir derselben ein schickliches Element unterlegen, worauf sie wirken konnte [man erwartet vielmehr: ein tätiges Subjekt denken müssen], und daß wir zuletzt diese Tätigkeit mit dieser Unterlage als immerfort zusammen bestehend und ewig gleichzeitig vorhanden denken müssen. Dieses Ungeheure personifiziert tritt uns als ein Gott entgegen, als Schöpfer und Erhalter, welchen anzubeten, zu verehren und zu preisen wir auf alle Weise aufgefordert sind.“ Die Leser werden erkannt haben, von wem Goethe die Grundideen seiner Biologie empfangen hat, die er dann selbständig anwandte. Die Umwandlung der Geschöpfe durch Bodenbeschaffenheit und Klima hatte Herder gelehrt, und wenn sich Goethe die Welt nicht als eine ungeheure Uhr denken mag, die der große Mechanikus gebaut und in der er jedes Rädchen für seinen besondern Zweck geformt hat, sondern einen lebendigen Riesenorganismus schaut, worin jeder Teil durch alle übrigen Teile und durch den Zusammenhang des Ganzen bestimmt wird, sodaß an die Stelle der Begriffe Ursache und Zweck die elastischen: Bedingung und Wechselwirkung treten, so sehen wir Leibnizens Geist wirksam. Wie weit aber der Geist, der Goethe beseelte, von dem Geiste der Herren absteht, die in unsern Volksschulen die mosaische Schöpfungsgeschichte durch Haeckels Anthropogenie ersetzt möchten, zeigt sich am deutlichsten aus folgenden Äußerungen. Freilich sind sie in einem Gespräche mit Falk gefallen und von diesem aufgezeichnet worden, können also angefochten werden. Aber da sich zu jedem Satze darin Parallelstellen aus Goethes Werken und aus den zweifellos authentischen Aufzeichnungen Eckermanns beibringen lassen und der Stil ganz goethisch ist, so würde ein Versuch, sie für unecht zu erklären, wenig begründet erscheinen.

Von der Popularphilosophie bin ich ebensowenig ein Liebhaber. [Es ist vorher von Stoikern und Zynikern die Rede gewesen.] Es gibt ein Mysterium in der Philosophie so gut wie in der Religion. Damit soll man das Volk billig verschonen, am wenigsten aber es in Untersuchung solcher Stoffe gleichsam mit Gewalt hereinziehen. Noch läßt sich das Ende von jenen unerfreulichen Geistesverirrungen schwerlich ab- und voraussehen, die seit der Reformation [vielmehr seit Erfindung des Buchdrucks] dadurch bei uns entstanden, daß man die Mysterien dem Volke preisgab und sie eben dadurch der Spitzfindigkeit aller einseitigen Verstandesurteile bloßstellte. Das Maß des gemeinen Menschenverstandes ist wahrlich nicht so groß, daß man ihm eine solche ungeheure Aufgabe zumuten könnte, ihn zum Schiedsrichter in solchen Dingen zu erwählen. Die Mysterien, besonders die Dogmen der christlichen Religion, eignen sich zu Gegenständen der tiefsten Philosophie, und nur eine positive Einkleidung ist es, die sie von diesen unterscheidet. Deshalb wird auch häufig genug, je nachdem man seinen Standpunkt nimmt, die Theologie eine verirrte Metaphysik oder Metaphysik eine verirrte platonische Theologie genannt. Beide aber stehn zu hoch, als daß der Verstand in seiner gewöhnlichen Sphäre ihr Kleinod zu erlangen sich schmeicheln dürfte. Dessen Aufklärungsarbeit beschränkt sich zuvörderst auf einen sehr engen praktischen Wirkungskreis. Das

Volk aber begnügt sich meist damit, einigen recht lauten Vorsprechern das, was es von ihnen gehört hat, ebenso laut wieder nachzusprechen. Dadurch werden dann freilich die seltsamsten Erscheinungen herbeigeführt, und die Anmaßungen nehmen kein Ende. Ein aufgeklärter, ziemlich roher Mensch verspottet oft in seiner Seichtigkeit einen Gegenstand, vor dem sich ein Jacobi, ein Kant, die man billig zu den ersten Zierden der Nation rechnet, mit Ehrfurcht verneigen würden. Die Resultate der Philosophie, der Politik und der Religion sollen billig dem Volke zugute kommen, das Volk selbst aber soll man weder zu Philosophen noch zu Priestern [zu Theologen!] noch zu Politikern erheben wollen. Es taugt nichts! Gewiß, suchte man, was geliebt, gelebt und gelehrt werden soll, besser im Protestantismus auseinander zu halten, legte man sich über die Mysterien ein unverbrüchliches, ehrerbietiges Stillschweigen auf, ohne die Dogmen mit verdrießlicher Anmaßung, nach dieser oder jener Linie verunstaltet, irgend jemandem wider Willen aufzunötigen oder sie wohl gar durch unzeitigen Spott oder vorwitziges Ableugnen bei der Menge zu entehren und in Gefahr zu bringen, so wollte ich selbst der erste sein, der die Kirche meiner Religionsverwandten mit ehrlichem Herzen besuchte und sich dem allgemeinen praktischen Bekenntnis eines Glaubens, der sich unmittelbar an das Tätige knüpfte, mit vergnüglicher Erbauung unterordnete.

Dem Naturgefühl Goethes verdanken wir den besten Teil seiner Lyrik; seiner Art, sich eins mit der Natur zu fühlen und alle Triebe als gleichberechtigt anzusehen, seine naive Darstellung des Natürlichen im Menschenleben. Der Pantheist hat den Dichter vielfach befruchtet und mehreren seiner Werke den Stempel der Vollendung aufgeprägt. Dessen mag sich jeder erfreuen, aber nicht jedem ist es vergönnt, wie Goethe zu leben und zu streben. Die Zahl der Glücklichen, die sich gleich ihm der Natur hingeben und philosophischen Naturgenuß zum Inhalt ihres Lebens machen dürfen und können, ist nicht groß. Nur harmonische Naturen dürfen es, die, wie Goethe, sich eines Gleichgewichts der Triebe erfreuen, das sie im Genuß vor Überschreitung des Maßes schützt. Die Masse bedarf des Zügels einer dualistischen Ethik, die dem Geiste das Recht und die Pflicht der Herrschaft über das Fleisch einräumt. Goethe selbst scheint sich auf seine glückliche Anlage allein nicht verlassen zu haben und dem Grundsatz, daß man die animalischen Triebe nicht als niedere den geistigen unterordnen dürfe, in der Praxis nicht treu geblieben zu sein. Er bekennt einmal: „Die Hauptsache ist, daß man lerne sich selbst zu beherrschen. Wollte ich mich ungehindert gehn lassen, so läge es wohl in mir, mich selbst und meine Umgebung zugrunde zu richten.“ Und nur wirtschaftlich unabhängige Menschen können die Naturbeschauung zu ihrer Lebensaufgabe und zum Inhalt ihres Lebens machen, wenn sie nicht etwa, als Naturforscher von Beruf, gerade in der Befriedigung ihres Triebes ihr Brot finden. Die übrigen kommen über der Sorge um ihre Notdurft und der Arbeit dafür gewöhnlich gar nicht zur ruhigen Naturbetrachtung, und ihr Interesse zieht sie von der Natur, soweit diese nicht technischen Zwecken dient, ab und nach der entgegengesetzten Richtung hin. Sind sie fromm, so wenden sie sich der Religion zu, die ihnen den tröstlichen Glauben an eine göttliche Vorsehung darbietet, sind sie weltlich gesinnt, so verlegen sie sich auf den Konkurrenzkampf und auf die Politik, um ihr Dasein zu sichern und ihre Lage zu verbessern.

Also Goethes Philosophie ist nicht für jedermann. Aber ist das die kantische? Von der Beantwortung dieser Frage hängt die Entscheidung über den Wert

von Chamberlains Buch hauptsächlich ab. In der Frankfurter Zeitung hat es Dr. Drill als genial aber verfehlt charakterisiert. Das unterschreiben wir, nur halten wir es aus ganz andern Gründen für verfehlt als Drill. Dieser erklärt es für unzulässig, durch die Persönlichkeit eines Philosophen in seine Philosophie einführen zu wollen. Wer das „kopernikanische System“ durch den Geisteszustand des Kopernikus erklären wollte, der würde ausgelacht werden. Bei der Philosophie sei die Ungereimtheit ganz dieselbe. „Die Philosophie ist entweder eine Wissenschaft, oder sie ist es nicht.“ Sie sei aber eine Wissenschaft und nicht etwa gleichbedeutend mit Weltanschauung. Worauf zu erwidern ist, daß die Lehrgebäude der großen Philosophen gar nichts andres sind als Weltanschauungen und darum als Produkte der eigentümlichen Psyche ihrer Schöpfer angesehen werden müssen, wie es auch Goethe gerade mit Beziehung auf Kant angesehen hat. „Die strenge Mäßigkeit Kants forderte eine Philosophie, die diesen feinen angeborenen Neigungen gemäß war,“ hat er nach Fall gesprochen. Also hier liegt keine Verwechslung vor. Dagegen verwechselt Drill exakte Wissenschaft mit Wissenschaft überhaupt, wie Kant selbst, der erklärt hat, es stecke in jeder Erkenntnis so viel wahre Wissenschaft, als Mathematik darin steckt. Wo die Mathematik waltet, dort spielt die Psychologie keine Rolle. Zwei Männer mögen so verschieden sein, wie sie wollen, wenn sie richtig rechnen, bringen sie dasselbe Resultat heraus; aber wenn sie eine Biographie Luthers schreiben, bringen sie mit demselben Material und mit demselben „streng wissenschaftlichen“ Verfahren zwei ganz verschiedene Bilder zustande, ein schwarzes und ein weißes. Und so verhält es sich auch in den verschiedenen Zweigen der Philosophie — die Logik natürlich ausgenommen —, auch in der Erkenntnistheorie.

Nein, darin hat Chamberlain vollkommen Recht, daß er es versucht, durch den Menschen Kant uns seine Lehre näher zu bringen. Aber der Versuch ist mißglückt. Cartesius, Leonardo, Bruno bringt er uns näher, denn er macht uns mit so manchem aus dem Leben und der Lehre dieser Männer bekannt, was wir bisher nicht gewußt haben, sogar Goethe und Plato hilft er uns besser verstehn; dagegen haben wir, abgesehen von einem geistreichen Versuch, den Kunstausdruck transzendental zu rechtfertigen, über Kant nichts gefunden, was uns nicht die übrige Kantliteratur schon geboten hätte. Und auch die großen Erwartungen werden sich nicht erfüllen, die er von einer erneuten Hinwendung der Deutschen zu Kant hegt. Was dieser in den hundert Jahren nicht gewirkt hat, die seit seinem Tode vergangen sind, das wird der unmittelbare Verkehr mit ihm in Zukunft um so weniger wirken, als es an Büchern nicht fehlt, die das Haltbare seiner Lehre in genießbarer Form mitteilen. Ohne Kant soll nach Chamberlain niemand wissen, was Erfahrung ist, womit natürlich die wissenschaftliche Erfahrung gemeint ist. Welch eine Übertreibung! Gewiß hat Kant die Naturwissenschaften gefördert und bereichert, und die Schulung durch seine Werke wird auch in Zukunft dem angehenden Forscher nützlich sein; aber die exakte Naturwissenschaft war schon da, als Kant kam, wie ja Chamberlain selbst hervorhebt. Und wenn die Biologen Unsinn schwagen, wenn Chamberlain von einem dieser Herren, der seit einigen Jahren oft genannt wird, schreiben darf: „in dem dümmsten Buche eines frommen Mönches aus dem angeblich dunkeln Mittelalter steckt mehr gesunder Verstand, mehr Sinn, mehr Urteil,

mehr Lebensernst," so ist sicherlich nicht der Umstand daran schuld, daß der also Gerüffelte Kant nicht kannte. Er hat ihn wahrscheinlich studiert und ist über ihn examiniert worden. Sondern abgesehen von Kants Schwerverständlichkeit, die so groß ist, daß ihn außer Chamberlain bis jetzt niemand und dieser ihn auch noch nicht ganz verstanden hat, kommt das von dem oben erwähnten Umstande, daß in allen nichtexakten Wissenschaften die Entscheidungen von der Geistesverfassung der Forscher abhängen und ganz subjektiv ausfallen. Julius Baumann, dem wir eine gute Darstellung der neusten Philosophie verdanken, hat (bei Friedrich Andreas Perthes in Gotha, 1905) einen Anti-Kant\*) herausgegeben, der die Widerlegung der kantischen Kritik von einem Zeitgenossen Kants, Tiedemann, mit Erläuterungen von Baumann enthält. Dieser Tiedemann nun macht die gute Bemerkung: „Solange es feurige und überspannte Einbildungskraft geben wird, werden Theosophen und Geisterseher, solange Menschen sein werden, die zum abstrakten Denken unfähig sind und alles in Bildern sehen müssen, werden Materialisten; solange Menschen existieren, die alle Ordnung und alle Gesetzmäßigkeit hassen, werden Atheisten nicht verschwinden.“ So ist es! Das theoretische Hauptverdienst Kants besteht unsrer Ansicht nach darin, daß er die Unmöglichkeit der Erfahrung durch Sinneswahrnehmung ohne den vor aller Sinneswahrnehmung vorhandenen menschlichen Verstand dargetan hat. Damit ist der Materialismus, sind alle Versuche, die Entstehung des Menschengesistes biologisch zu erklären, verurteilt. Trotzdem haben der Materialismus und die biologischen Phantasien erst nach Kant ihre Orgien gefeiert. Ähnlich verhält es sich mit des Philosophen Verdienst um die Religion. Er hat jede Religion für Idolatrie erklärt, die lehrt, man könne Gott durch etwas andres als durch das sittliche Verhalten gefallen. Aber dasselbe haben die Propheten, Jesus und Paulus in weit wirksamere Form verkündigt, und trotzdem ist die Masse der Christen in mehr oder weniger grober Idolatrie stecken geblieben. Was wir gelegentlich über die Mängel der kantischen Moral gesagt haben, soll nicht wiederholt werden. Der kategorische Imperativ hat seine weltgeschichtliche Wirkung geübt. Aber heute, wo er nicht mehr von Kants eindruckskräftiger Person, sondern nur von seinen schwerfälligen Büchern gepredigt wird, wirkt die Verkörperung dieses Imperativs in Friedrich dem Großen, die der kantischen Formulierung vorhergegangen ist, weit kräftiger, denn der Persönlichkeit Kants fehlt das Heldenhafte, das begeistert, erhebt und hinreißt. Die Asketen und die Märtyrer der Nächstenliebe auf der einen, die gewaltigen Tatmenschen auf der andern Seite leisten durch ihr Beispiel in der Volkserziehung mehr als ein noch so verehrungswürdiger Professor. Die Folgerichtigkeit Kants in seiner Lebensführung erzwingt Achtung; aber daß er sein Leben nach eigenem Belieben folgerichtig — übrigens sehr angenehm — gestalten durfte, das war nicht sein Verdienst, sondern ein Glück, um das ihn Hunderttausende beneiden dürfen, die ihre Pflichten treu erfüllen in einer ihnen aufgezwungenen unangenehmen Lebenslage. Kant ist eines der vielen Vorbilder, die der Jugend gezeigt werden können, aber der Einzige, der unser Volk von seinen Übeln erlösen und aus den ihm

\*) Dieser Anti-Kant hat natürlich schon wieder eine Entgegnung hervorgerufen: Baumanns Anti-Kant. Eine Widerlegung von Ludwig Goldschmidt. Gotha, C. F. Thieme-  
mann, 1906.

drohenden Gefahren erretten kann, der ist er nicht. Bequemer und wirksamer als Chamberlain führt Kant von Dr. M. Kronenberg (in dritter, revidierter Auflage 1905 bei C. F. Beck in München erschienen) in Kants Lehren und Weltanschauung ein. Als Hilfsmittel sind auch desselben Verfassers (im gleichen Verlag 1905 erschienene) Ethische Präludien zu gebrauchen. Die erste und die zweite der darin zusammengestellten Abhandlungen sind überschrieben: „Die Kantische Gedankenrevolution und die Ethik; Die Ethik Goethes.“ Zum Schluß sei noch das Buch erwähnt: Schiller als Philosoph und seine Beziehung zu Kant. Festgabe der „Kantstudien“ mit Beiträgen von K. Guken, D. Liebmann, W. Windelband, F. Cohn, F. A. Schmid, Tim Klein, B. Bauch und G. Baihinger herausgegeben von Hans Baihinger und Bruno Bauch. Mit drei Schillerporträts. (Berlin, Reuther und Reichard, 1905.) Jonas Cohns Beitrag ist überschrieben: „Das Kantische Element in Goethes Weltanschauung; Schillers philosophischer Einfluß auf Goethe.“



## Vom jungen Dürer



Es bereitet sich ein Kampf um Dürer vor. Die Parteien treten schon sichtbar auseinander: hier Dürerbund, Kunstwart, Massenauslagen, dort kunsthistorisches Übungszimmer und vornehme Publikation; hier Verlangen nach tiefster Bestätigung der eignen Arbeitsweise und Charakterbildung durch die beste deutsche Speise, dort Gesättigtsein von der „großen Gebärde“ Raffaels und Tizians und Aufspüren von Entlehnungen; hier die immer neue Erfahrung, von Dürers Wesen lernen zu können, dort nur das Interesse für das mehr oder weniger „Krause“ oder angeblich Italienisierende seiner Formgebung; hier die Verehrung der Apostel als der größten Tat der deutschen Kunst, dort die frostige Anerkennung für sie: Cinquecento! Auf welcher Seite ist das bessere Verständnis Dürers, bei den Literaten, Kulturhistorikern, „uns Wilden“, oder bei den l'art pour l'art-Historikern? Und wem ist Dürer mehr?

In diesem Zwiespalt wird auf beiden Seiten nur der willkommen geheißene werden, der deutliche Beiträge zu einem sichern Kenntnis Dürers liefert. Einen solchen Beitrag wenigstens entnehmen wir mit lebhaftem Danke den soeben erschienenen Studien von Werner Weisbach: „Der junge Dürer“. \*) Zwar lehnen wir den Titel des Buches als zu viel versprechend ab, meinen auch, daß sich die vom jungen Goethe herübergenommenen Begriffe wohl noch tiefer hätten herausarbeiten lassen, zumal in der dritten Studie, die von Dürers „Sturm und Drang“ nur wenig verrät. Belehrend aber, trotz vielem Zweifelhaften und manchen Irrtümern, darf der zweite Aufsatz genannt werden, und wirkliche Förderung bringt der erste.

\*) Der junge Dürer. Drei Studien von Werner Weisbach. Mit 31 Abbildungen in Neg- und Strichätzung und einer Lichtdrucktafel. Leipzig 1906, Verlag von Carl W. Hiersemann. 16 Mark.